

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 196.

Freitag, 23. August.

1929.

(9. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dercken-Günsgeld.

(Nachdruck verboten.)

Nase Solaker erhob sich und reichte ihm die Hand.

„Sie haben zum zweiten Male recht. Ich bin also ein ganz hoffnungsloser Fall. Zum Studium ist es zu spät; und, offen gestanden — ich war auch nie eine sehr gute Schülerin. Eher das Gegenteil!! Aber wissen Sie was? Ich würde ein Glas Tee jetzt sehr schätzen.“

Der Kammerherr klingelte und bestellte die Zeitungen „Berdens Gang“ und „Aftenposten“, die gegenseitig in den Haaren lagen. Ein wenig Opposition wirkte stählend und erfrischend, und wenn die Gegner wütend wurden und übereinander herfielen, wie böse Hunde, so machte ihm das Spaß, und er weidete sich am Ärger anderer. Er selbst vermied es, sich je zu ärgern, weil dieser Gemütszustand die Elastizität des Geistes beeinträchtigt, dem Äußern schadet und die Blutzirkulation ungünstig beeinflusst.

Oberkellner Krull brachte die Zeitungen, machte den im Hausrock sehr jugendlich aussehenden Kammerherrn auf eine besonders wüste Schimpferei der Parteien aufmerksam und zögerte — ganz wenig nur an der Tür.

Koustad kannte dies Zeichen. Er kannte auch den Mann, der die eigentliche Seele dieses Gasthofes war, und an den man sich zu wenden hatte, wenn besondere Wünsche in Frage kamen. Asmus, der zweite Jbsen — aber nur äußerlich — spielte die Rolle eines Strohmannes. Damit man ihn für den Herrn im Hause hielt, posterte er von Zeit zu Zeit gewaltig; Krull ließ ihn toben und rief mit seinen diplomatischen Talenten die Herrschaft immer mehr an sich.

Der Kammerherr wußte dies alles und schätzte den nie aus seiner Ruhe zu bringenden Menschen sehr. Oft würdigte er ihn der Ehre, über politische Ansichten mit ihm zu plaudern. Zuweilen ließ er sich Hotelanekdoten von ihm erzählen.

„Nun, Krull“, fragte er lächelnd aus seinem Blätterwald von Zeitungen heraus, „was haben Sie auf dem Herzen?“

Der Oberkellner ließ die Türklinke los.

„Es schneit, Herr Kammerherr. Bald werden wir die fabelhafteste Skibahn haben. Viele Anmeldungen —“

„— Und weiter —?“ Er kannte Krull wirklich sehr gut.

„Das Neueste ist, Herr Kammerherr: Königin Nase will arbeiten.“

Koustad bekam einen roten Kopf.

„Warum erzählen Sie das mir? Wer ist überhaupt Königin Nase?“

„Eine alte Wikingersage, Herr Kammerherr. Doch bitte, mich zu entschuldigen — der Omnibus fährt soeben vor.“

Sprachlos ließ Koustad ihn ziehen.

Diesen Hotelspikeln bleibt doch nichts verborgen. Aber Königin Nase ist gut. Warum fällt mir so was nicht ein?“, dachte der Kammerherr voll Selbstironie. „Ich habe keine Phantasie. Sonst wüßte ich jetzt Rat. — Arbeiten! Dies Stadium machen sie alle einmal durch, unsere schönen Frauen, wenn sie nicht ganz den Libellen, den leuchtenden Wesen der Oberfläche gleichen wollen —“

„Königin Nase hat Libellenaugen“, endete er seinen

Monolog unter einer plötzlichen Eingebung, „endlich habe ich gefunden — sie haben die Farbe und den durchsichtigen Glanz der Libellenflügel.“

Mit dieser Entdeckung hatte er jedoch das Problem noch nicht gelöst, das seinen Geist beschäftigte. Durch Zufall kam ihm Frau Tyra Brahe zu Hilfe, die es ihrerseits noch nicht aufgegeben hatte, die interessante Witwe für ihren Kreis zu gewinnen.

„Ich will mal wieder edel sein, lieber Kammerherr, und Ihnen einen Tip geben, wie man gewisse widerspenstige junge Frauen zur Vernunft bringen kann. Die Königin hat bereits von ihr gehört und es sich in den Kopf gesetzt, diese ganze Geschichte von ihren Abenteuern aus ihrem eigenen Munde zu erfahren.“

Tyra Brahe gab den Tip. Der Kammerherr lächelte mitleidig.

„Machen Sie sich keine Hoffnung. Es ist grotesk, mich für einen solchen Auftrag auszuwerfen. Sie machen eine lächerliche Figur aus mir! Warum gehen Sie nicht selbst?“

„Weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen darf, mir einen zweiten Korb zu holen. Übrigens war es ja nur ein Vorschlag. Eine kleine List, wenn Sie wollen. Das Ganze ist eine Schachpartie. Sehen Sie die Königin matt!“

Tags darauf ließ sich der Kammerherr Koustad bei Frau Solaker melden.

Sie empfing ihn im allgemeinen Lesezimmer des Hotels.

Koustad setzte seine Armsündermiene auf.

„Da ich nie mehr das Glück habe, Ihnen, gnädige Frau, bei Tisch zu begegnen, blieb mir nur ein Weg — der einer hochoffiziellen Visite! Ich hoffe, Sie werden dies gebührend zu würdigen wissen.“

Nase mußte lachen. Sie dachte an eine „Visite“, die sie vor kurzer Zeit erhalten — und stellte Vergleiche an.

Der Kammerherr begegnete in aller Unschuld ihrem Blick.

„Wenn ich es wage, die Grenzmauer zu durchbrechen die Sie zwischen sich und der Umwelt aufgerichtet, so geschieht es natürlich nur, um eine Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten. Eine Frage im Voraus: Können Sie nähen?“

„Reiten kann ich besser“, entgegnete Nase, ohne sich zu besinnen.

„Es mag Ihnen vielleicht komisch vorkommen, wenn ein Kammerherr, der ohnehin Junggeselle ist, als Abgesandter einer Nähsschule auftritt“, fuhr Koustad mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Aber in mir sehen Sie einen solchen, gnädige Frau. Unsere Damen haben sich in den Kopf gesetzt, ganz Norwegen mit Kinderjäckchen, Hemden, Höschen, Röcken und ähnlichen nützlichen Dingen zu versehen. Es fehlt ihnen jedoch an wirklichen Arbeitskräften. Die Wenigsten nehmen es Ernst mit der Arbeit. Sie treiben Allotria, weil sie die Arbeit nicht kennen. Und doch soll bis Juli alles fertig sein. Säuglingsheime und Gefängnisse sollen versorgt werden. Eine Kulturtat, die Opfer an freier Zeit und Bequemlichkeit verlangt. Unsere mondänen Damen tun gern Gutes, wenn es sie nur Geld kostet. Aber stundenlang an der Nähmaschine sitzen — mit gebeugtem

Nähen — die frische Luft entbehren, — ja, da bleibt denn eine um die andere weg —“

Herr Roustad machte eine Atempause und Lase Solater faßte einen heldenhaften Entschluß.

„Gerade weil mir die Zimperi mit Nadel und Faden so gräßlich ist, will ich mir Mühe geben, etwas zu leisten. Vielleicht kann man später die armen Menschen in ihren Gefängnissen besuchen und die Gaben selbst verteilen.“

„Gnädige Frau willigen also ein?“

„Ich will's versuchen. Viel Ausdauer habe ich ja nicht — eine andere Arbeit wäre mir lieber gewesen.“

Der Kammerherr frohlockte innerlich.

„So werde ich mir also erlauben, Sie morgen nachmittag um drei Uhr selbst einzuführen. Die Nähstunde ist nicht weit von hier. Jeden Dienstag und Freitag von drei bis sieben ist Nähstunde.“

„Muß man eine Schürze mitbringen?“

Roustads Lippen zuckten.

„Ich glaube nicht. Es ist alles da.“

Ihre Augen leuchteten, und er dachte: „Was für ein Kind sie doch ist.“

... In der Nacht schneite es so stark, daß der Bahnschlitten gehen mußte. Man sah keine Hand vor Augen. Die Bäume trachten unter ihrer Schneelast, die Welt lag stumm, ein weißer Traum.

Der Kammerherr holte Nase am nächsten Tage ab, wie verabredet.

„Ach, wie schade“, sagte sie.

„Was ist schade?“

„Ein geschlossener Wagen bei dem herrlichen Schlittenwetter! Eine Qual für die Pferde. Und für mich kein Vergnügen. Können wir nicht lieber zu Fuß —“

„Aber meine Gnädigste, ganz unmöglich. Wollen Sie als Schneemann im Nähzirkel erscheinen? Übrigens sind wir gleich zur Stelle —“

In dem eleganten Wagen roch es nach Lack und Treibhausblumen. Der Kammerherr hatte eine Art Rotillonbuket am Fenster befestigen lassen, bleiche Teerosen und Veilchen, die der Frost geküßt hatte. Nase wendete sich weg, der Beorädnistag ihres Gatten fiel ihr ein mit seinen franken Blumenbüschen und Kränzen. Auch damals war sie in solch einem Wagen gefahren; auch damals hatte sie den Hauch von Blüten eingeatmet, die den Künstlern des Gärtners und nicht der sonnigen Natur ihr Dasein verdankten.

Der Kammerherr wußte sich die Einsilbigkeit der jungen Frau nicht zu erklären. Er fühlte nur dumpf, daß ihr die Stimmung irgendwie verdorben war, und das beunruhigte ihn nicht wenig, da ihr die Haupt-Überraschung noch bevorstand.

Der Wagen hielt. Helligkeit strömte aus einem weitgeöffneten Portal. Lakaien sprangen herbei.

Nase rührte sich nicht vom Platze.

„Was bedeutet das?“

„Wir sind zur Stelle, gnädige Frau. Vergaß ich, Ihnen mitzuteilen, daß der Nähzirkel bei Frau Tyra Brahe stattfindet? Wirklich?“

„Wirklich“, stieß Nase hervor und zog den prachtvollen Blaufuchs dichter um ihre Schultern. „Bitte lassen Sie sofort umkehren. Ich bin auf das königliche Schloß nicht eingerichtet.“

„Um Gottes willen, liebe, verehrte, ungnädige Frau, vor den Lakaien.“

„Ich lasse mich nicht überrumpeln. Kehren Sie um!“

Der Kammerherr war in Verzweiflung. Doch schon war er aller Mühe und Sorge enthoben, denn niemand anders als Frau Brahe selbst rauschte herbei, mit ausgestreckten Händen und blühblanken schwarzen Augen.

„Liebe Frau Solater, nein, wie reizend von Ihnen. Nun kommen Sie nur rasch in die warme Stube, wir machen gerade Teepause —. Sie legen in meinem Vorzimmer ab —“

Hier gab es keinen Widerstand mehr. Das Lächeln der Lakaien erstarrte vor dem drohenden Auge des hinter den Damen einherstreichenden Kammerherrn.

„Wir haben meinen Salon als Nähstube eingerichtet“, plauderte Frau Brahe harmlos weiter, „wir sind ungeheuer lustig! Darf ich gleich vorstellen? Frau General-konsul Lind — Frau Grossier Grohman — drei Frauen — Wedel — Karlsberg — Frau Großaufmann Solater — Frau Oberstallmeister Sordrup — Frau Konsul Rinjing — Frau Sidonia Himmelskjerna ... Frau Solater —“

Sie schlug sich lachend auf den Mund: „Das junge Gemüse da — unsere jungen Mädchen. Sie ersparen mir wohl alle die Namen. Wir wollen es uns nun doch gemütlich machen! Kammerherr, was tun Sie noch hier? Wissen Sie nicht, daß strengstes Kavalierverbot herrscht? Bergliot, reichen Sie ihm ausnahmsweise eine Tasse Tee, er sieht so ungeheuer veräppelt aus —“

Der kleine Saal dampfte vor Hitze. Als Nase wieder zur Besinnung kam, fand sie sich dem fast lebensgroßen Ölporträt König Oskars gegenüber, der mild über seine versammelten Untertanen herabbläselte.

Im übrigen war der Raum mit Photographien in beängstigenden Mengen vollgepfropft. Photographien auf dem zierlichen Piano, an den Wänden, auf Etagieren und Spiegelkonsolen, und auch die Menschen selbst Photographien, alle mit demselben Lächeln, derselben Pose, wie nach einem Muster geformt.

Ein Überfluß von Ziermöbeln mit gedrehten Füßen und blinkenden Beschlägen diente offenbar dem Zweck, die „Gemütlichkeit“ dieses Hofdamenheims zu erhöhen. Sehr lustig nahmen sich in dieser Umgebung drei bis vier Nähmaschinen aus, an denen junge Mädchen saßen, wie Engel in den Wolken: Denn ganze Berge von weißem Tarlatan, Muss und anderen duftigen Stoffen bauchten sich um sie.

„Meine Maschine hat schon wieder den Roller, sie geht nicht vor — noch rückwärts“, klagte eine von den ganz jungen, die der Kammerherr heimlich „die Halbgaren“ nannte.

„Wahrscheinlich näht sie nichts Dünnes.“

„Im Gegenteil, auf dich geht es erst recht nicht.“

„Du trittst ja auch verkehrt herum.“

„Unsinn! Das ist doch egal!“

Frau Tyra Brahe hielt sich spähend die Ohren zu. „Ruhe, Ruhe, Ruhe! Wollt Ihr wohl Frieden halten, ihr Wildgänschen? Die Schneiderin soll die paar Nöhte herunter rasseln. Wo ist Jungfer Nagot? — Jungfer Nagot, sehen Sie doch mal hier nach —“

„Wenn mir die jungen Damen nur von den Maschinen weglieben, sie verstehen ja doch nichts“, nahm sich die Gerufene heraus, zu bemerken. Jungfer Nagot durfte das wagen; denn seit mehr als dreißig Jahren bekleidete sie die Stelle einer Haus- und Hofschneiderin in den Familien um den Hof herum und wurde an den Nähzirkel-Tagen als Sachverständige und Helferin herangezogen.

„Mein Kleid hat einen großen Rißfaden“, rief es von einer anderen Maschine her. „Und da kommen immer noch mehr.“

Brummend trippelte Jungfer Nagot von einer zur anderen.

„Sie haben den Bolant da schief aufgesetzt. — Und dies ist überhaupt kein Ärmel, sondern ein Seitenteil — ach was, machen Sie, daß Sie fortkommen! Alles verkehrt! Austrennen! Gehen Sie jetzt Tee trinken — wissen Sie überhaupt, was eine Knappnaht ist?“

Nase wandte sich ernst an Frau Brahe, die mit einem Stapel Silbertüll an den Tisch kam.

„Wollen Sie die Güte haben, mir eine Arbeit zuteilen, gnädige Frau? Ich bin gekommen, um für die armen Kinder Hemden zu nähen.“

„Oh“, sagte Frau Brahe etwas verlegen, „oh, wahrhaftig! Allerdings sind wir augenblicklich dabei, die Ballkleider für unsere jungen Mädchen zum Schwarz-Weißball zu verfertigen. Aus erzieherischen Gründen sollen sie selbst dabei helfen, aber wie Sie sehen, haben sie eigentlich gar keine Ahnung. Nun, dafür ist Jungfer Nagot da. Wir musizieren ein bißchen und lesen vor, oder erzählen Geschichten währenddessen.“

(Fortf. folgt.)

Die Sommerfrischler.

Von Ant. P. Tschernom.

Auf dem Bahnsteig einer Sommerfrische spazierte ein jungverheiratetes Ehepaar auf und ab. Er hatte ihre Taille umschlungen und sie schmiegte sich an ihn. Beide fühlten sich glücklich. Zwischen den zerrissenen Wolken hindurch schaute Luna auf sie und machte ein finsternes Gesicht: sie war wohl neidisch und ärgerte sich über ihren langweiligen, niemand zum Nutzen erreichenden Jungferstand. Die unbewegliche Luft war vom Duft der Flieder- und Faulbäume ganz gesättigt. Irgendwo jenseits des Eisenbahngleises hörte man ein Kiedhuhn rufen.

„Wie schön, Sascha, wie schön!“ sagte die Frau. „Man könnte wahrhaftig glauben, daß das alles nur ein Traum wäre. Sieh nur, wie gemütlich und freundlich dieses Wäldchen aussieht! Wie traut sich diese kräftigen, schweißsamen Telegraphenmasten! Sie beleben das Landschaftsbild, Sascha, und erzählen, daß es irgendwo weit draußen Menschen gibt... Zivilisation... Und berührt es dich etwa nicht angenehm, wenn der Wind sanft das Geräusch des sich nahenden Zuges an dein Ohr trägt?“

„Doch... Aber was hast du für heiße Hände! Das kommt davon, daß du dich aufregst, Warja... Was hat man uns heute zum Abendessen zubereitet?“

„Ofroschka und ein Hühnchen... Das Hühnchen reicht für und beide. Außerdem hat man für dich aus der Stadt Sardinen und Stör mitgebracht.“

Luna versteckte sich nun hinter eine Wolke, als hätte sie Lunte gerochen. Das Glück der Menschen erinnerte sie an ihre eigene Einsamkeit, an ihre einsame Lagerstätte jenseits der Wälder und Täler.

„Der Zug kommt!“ sagte Warja. „Wie schön!“

In der Ferne erschienen drei feurige Augen. Der Vorstand der kleinen Haltestelle kam auf den Bahnsteig heraus. Auf den Schienen blitzten da und dort die Signallichter auf.

„Wir warten noch, bis der Zug vorbeifährt, und dann gehen wir nach Hause“, sagte Sascha ähnelnd. „Wie gut haben's wir beide hier, Warja, so gut, daß es einem ganz unwahrscheinlich vorkommt!“

Das finstere Schreckgespenst froh geräuschlos zum Bahnhof heran und hielt. Durch die schwach beleuchteten Wagenfenster sah man verschlafene Gesichter, Hüte, Schultern vorbeifliegen.

„Ach, ach!“ ertönte es aus einem Wagen. „Warja ist mit ihrem Manne gekommen, um uns abzuholen! Da sind sie! Wareniska! Wareniska! Ach!“

Aus dem Wagen sprangen zwei kleine Mädchen heraus und fielen Warja um den Hals. Hinter ihnen erschien eine wohlbeleibte, bejahrte Dame und ein großer hagerer Herr mit grauem Badenbart, dann zwei mit Gepäck beladene Gymnasten, hinter den Gymnasten die Erzieherin, hinter der Erzieherin die Großmutter.

„Da sind wir nun, ja, da sind wir nun, mein Lieber!“ begann der Herr mit dem Badenbart, indem er Sascha die Hand drückte. „Du hast wohl schon recht lange umsonst auf uns gewartet? Wirst gewiß auf deinen Onkel geschimpft haben, weil er nicht kommt!... Rosja, Rosja, Nina, Jiffa! Kinder, gebt eurem Vetter Sascha doch einen Kuß! Wir alle kommen zu dir, die ganze Brut, und zwar auf drei bis vier Tage. Offentlich machen wir euch keine Ungelegenheiten! Tu dir, bitte, deswegen ja keinen Zwang an.“

Als das junge Paar den Onkel mit seiner Familie erblickte, bekam es einen gewaltigen Schrecken. Während der Onkel sprach und Sascha lächelte, sah der junge Mann im Geiste folgendes Bild vor sich: er und seine Frau treten den Gästen ihre drei Zimmer, ihre Kissen und Decken ab; der Stör, die Sardinen und die Suppe sind im Nu verzehrt; die Bettner reißen die Blumen ab, verschütten die Tinte und machen einen Heidenlärm; die Tante erzählt Tag für Tag von ihrer Krankheit (Wandwurm und Schmerz unter der Herzgrube) und davon, daß sie eine geborene Baroness von Dintich sei.

Voll Groll sah Sascha seine junge Frau an und flüsterte ihr zu: „Zu dir sind sie gekommen... Sol' sie der Teufel!“ „Nein, zu dir!“ antwortete sie erlassend, voll Ingrimm und Ärger. „Es sind nicht meine Verwandten, sondern deine!“ Und sich zu den Gästen wendend, sagte sie mit freundlichstem Lächeln: „Herzlich willkommen!“

Luna trat wieder aus den Wolken hervor. Es schien, als lächelte sie; sie freute sich anscheinend darüber, daß sie keine Verwandten hatte. Aber Sascha wandte sich weg, um vor den Gästen sein ärgerliches, verzweifeltstes Gesicht zu verbergen, und sagte, indem er sich bemühte, seiner Stimme einen freundigen, innigen Ausdruck zu verleihen: „Herzlich willkommen! Herzlich willkommen, meine lieben Gäste!“ (Überliefert von Alexander Trüb. v. Neuhoff v. d. Leu.)

Es klingelt.

Von Julius Kreis.

Geben wir es zu: Ganz heimlich hören wir die Wohnungs-Klingel doch gern, so sehr wir immer Wichtige durch sie gestört werden. Wäre sie uns lästig, wie wir immer tun, schon seit Jahrhunderten wäre sie von der Wohnungstür verschwunden.

Jede Klingel hat ihren besonderen Ton, wie jede Wohnung, auch die geruchloseste, ihren besonderen Nestgeruch hat. Nachbars Klingel, vom Klingelmann mit demselben Material eingerichtet, klingelt ganz anders, als unsere. Es liegt das nicht nur in der Musik des Korridors, es liegt mehr noch im Charakter der Wohnungsinassen.

Die Wohnungsinassen kennt man am Klingeln wie den Vogel am Gesang. Da ist das schüchterne Bibimbim von Tante Malchen, die auch sonst auf leisen Sohlen geht, da ist das kurze, resolute Bimm!!! der Köchin Stasi, die überhaupt nicht viel Umschweife macht, da ist das alarmierende Bibimbibim des Hausherrn, wenn er die Schlüssel vergessen hat, das anständige, sachliche Bimbim-bimbim der Hausfrau, und das freche bibibibim des Spröcklings, wenn er hungrig von der Schule kommt.

Diese Klingel sagt uns nichts Neues. Sie heunruhigt nicht, spannt auch keine Erwartungen an, so, wie wenn es plötzlich ganz fremd himmelt. Alarmierend! Ah, wer kann es sein? Ein verschollener Erbonkel aus Amerika mit dem Millionenerbschaft in der Handtasche, ein schönes Mädchen aus der Fremde, der Geldbriefträger mit einem alle Erwartungen übertreffenden Honorar, eine Dovesche: Treffer in der Klassenlotterie, ein Freund, der entliehene Bücher zurückbringt? Wir wissen es ja schon im Eingehen zur Tür, wir wollen es nur nicht wahrhaben: draußen steht bestenfalls ein Herr, der uns um einen Beitrag für seine Weiterreise ersucht. Und doch ist die Klingel immer wieder wie ein Signal aus dem Reich der Träume, Erlebnisse, Abenteuer, Begebenheiten, Wunder und Wünsche. Unser Alltag ist, wie jeder bessere Dichter so schön sagt: grau. Gesteht man sich ein: auch bei allem Beschäftigtsein ein bißchen langweilig. Da ist die Klingel eine kleine Sensation. Schreckbar nur dann, wenn man vormittags 10 Uhr noch sozusagen im Dessous das traute Heim bevölkert und draußen vielleicht die Grobherzogin von Gerolstein steht, um uns für die Erbauung eines Seims für stotternde Nordseelöwen zu begeistern. Ansonst aber wirkt sich das Klingeln als einer der wenigen angenehmen „Kindheitskomplexe“ aus. Aus der Kinderszeit her bedeutet Klingeln Besuch und Besuch etwas Mitgebrachtes. Und diese Zusammenhänge spüren wir natürlich als Erwachsene unbewußt heute noch.

Nur: wenn's heute klingelt, steht niemand draußen, der was mitbringt — aber immer einer, der was mitnimmt.

Welt u. Wissen

Aus der Küche eines zoologischen Gartens. Uns wird geschrieben: Was täglich in der Küche eines zoologischen Gartens für die fremdländischen Gäste in den Küffen zubereitet werden muß, zeichnet sich weniger durch das Raffinement des Rezeptes als durch die Menge und die Verschiedenartigkeit der Speisen aus. Hier ist die fleischlose Küche ebenso vertreten wie die Fleischküche, und die Rohkost steht hier schon lange auf dem Speisezettel. Die Ansprüche der Tiere sind recht unterschiedlich. So frisst zum Beispiel der Gristbär nur rohes Fleisch, während braune und Eisbären neben Gerstensproten und gekochtem Mais gekochtes Fleisch bevorzugen. Wasch- und Nasenbären sind ausgemachte Vegetarier, die sich von Reis, Äpfeln und Karotten nähren. Das Fleisch, das die anderen Bären verzehren, ist meist Pferdefleisch. Frisches Pferdefleisch bekommen die Löwen und Tiger, und zwar im allgemeinen täglich 14 Pfund, die weiblichen etwas weniger. Leoparden und Wölfe begnügen sich mit 4 bis 5 Pfund, die Schakale ein Pfund. Wiesel, Iltis und wilde Katzenarten begnügen sich mit einem halben Pfund. Von den Raubvögeln bekommt der Kondor 2 Pfund, Geier und Adler erhalten 1 bis 1½ Pfund frisches Pferdefleisch. Die Elefanten vertilgen im Tag leicht 2 Zentner Heu, außerdem noch 50 Pfund Rüben und fast so viel abgebrühten Gerstensproten. Viel anspruchsvoller sind die Affen; sie verlangen ein ganzes Menü. Nicht in allen, aber in den meisten zoologischen Gärten bekommen sie am Morgen ihren Milchkaffee mit Weißbrot und als Diner Milch, Reis in Form eines mit Milch gekochten Reisaufstrichs, Sonnenblumenkerne, gekochte Kartoffeln, rohe Karotten und als Nachspeise einen Apfel oder der Jahreszeit entsprechendes Obst. Affenkinder begnügen sich mit einer Banane und einigen Feigen. Am Nachmittag trinkt die vornehmere Affenfamilie Tee mit Brot. Wenn so ein Affchen sein Brot in seine Teeschale taucht, ist das ein lustiger Anblick.

Neue Bücher

* „Die Zehnte Muse“, 3. Band: Satiren und Grotesken. 800 Jahre deutschen Humors (in Vers und Prosa). Herausgegeben von Richard Zozmann. (Verlag Otto Elsner, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin S. 42.) Dies Buch ist eine unentbehrliche Ergänzung zu den bisherigen beiden Bänden der „Zehnten Muse“, die bekanntlich keine Prosabeiträge bieten, während hier auch die besten Prosastücke der alten und neuen Zeit sich ein Stellbildnis mit ihren besten Darbietungen geben. Und sie wenden sich an die Jugend sowie an das Alter, an die Genüßfähigen humoristischer deutscher Literatur. Es wurde vermieden, Bekanntes mit allzu Bekanntem zu verflechten; dagegen ist manches Neue und Minderbekannte aus alter und neuer Zeit ausgegraben und ans Licht gestellt worden. Mediziner und Juristen, Beamte und Politiker, Theologen, Erzieher und Gelehrte sowie Künstler aller Art: Maler, Musiker, Bildhauer, Schriftsteller und Kritiker, Schauspieler und Bühnenleiter finden sich (mindestens epigrammatisch) vertreten! So bietet das Buch sowohl dem stillen Leser wie dem Vortragskünstler viel Neues und Dankenswertes, Genuß- und Erfolgreiches.

* Vidi Baum: „Menschen im Hotel“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Ein Längsschnitt durch die Entwicklung eines Menschen war Vidi Baums Buch „Studium. Seleno Willkür“. Jetzt legt sie in ihrem Roman „Menschen im Hotel“ einen fähigen scharfen Querschnitt durch die gleichzeitige Existenz mehrerer Menschen im Augenblick, wo sie durch die Drehtür eines Hotels zueinander gewirbelt werden. Zufällig scheint es, und doch von einem unbekannten Schicksal bestimmt, um Freudes oder Leides zu tun, die Wege des anderen bestimmend zu kreuzen, ihn anzuziehen oder abzustoßen. Die sichere Technik der Dichterin führt schon im ersten Kapitel alle Mitspieler dieser Komödie des Lebens vor. Schneller und immer schneller wird einer nach dem andern in den Ablauf eines Geschehens, das bis zum überraschenden Schluß paßt, hineingerissen.

* Ernst Bergfeld: „Helle Wege“. Ausschnitte aus einem Tagebuch. (Verlag Bruno Volger, Leipzig.) Die in dem Buche vereinigten Verse und Prosastücke zeigen glücklicherweise ein feines Gefühl der Naturerfassung, eine gepflegte Sprache und frohgemute Gläubigkeit der Weltanschauung. Es sind zumeist nur Kleinigkeiten, Stimmungen und Beobachtungen am Rand des Tages, Studien seelischer Vorgänge. Aber gerade in ihrer Schlichtheit und Ehrlichkeit, die auf eine große literarische Geste verzichtet, wirken die Dichtungen frisch und sympathisch. Man verspürt hinter ihnen den warmherzigen Menschen, der für das Schöne des Lebens die Sinne offenhält und den der Zwang des Alltags nicht den hellen Pfaden der Sehnsucht abtrünnig macht. Echt deutsch ist der Kernpunkt des Empfindens, das lebendige Naturgefühl, die immer wieder anklingende poetische Gestaltung der Lebensideale von Familie und Heimat. Keine Kunst von bezwingender Neuartigkeit, nicht immer ganz eigen im Ton, aber menschlich sehr erfreulich, stimmungsmäßig echt, ein ehrliches und lebenswürdiges Buch.

* „Heidelberg, Du mein Heidelberg.“ Fröhliche Geschichten aus Alt-Heidelberg von Artur Brausemeyer, Fritz Droop, Ludwig Fulda, Albert Henzog, Kurt Münzer, Philander, Rudolf Presber, Edward Stilgebauer, Rudolph Strach, Waldeyer-Hark. Herausgegeben von Dr. Hermann Beutten. (Verlag Dr. Sells-Götscher A.-G., Berlin SW. 68.) Die ganze Romantik und Poesie, die „Alt-Heidelberg“ zur meistbesungenen Stadt der Welt gemacht hat, strömt aus diesem Novellen-Bande, dessen Geschichten aus der berühmten Scheffelsstadt alle guten Geister froher Jugend bannen. Gelungene Zeichnungen von Georg Hilbrandt und M. Schermukli sowie gut reproduzierte Radierungen, Etiche und Photos bieten eine vortreffliche Ergänzung des repräsentativ ausgestatteten Buches.

* Hans S. Hinzemann: „Achtung, der Otto Puppe kommt!“, Roman. (Verlag E. P. Thal & Co., Wien 7.) Nachkrieg, Hamburg, Cannoven, Straßenmädchen, Wucherer und Schieber sind Zeit, Ort und Helben des Buches, das den Aufstieg eines verwegenen Burschen aus dem Sumpf zum Handelskapitän zur Handlung hat und mit leidenschaftlicher Gestaltungskraft und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, die Ereignisse bewegter Zeit schildert.

* „Aus der Untersekunda ins Innere Abessinien“. Von Waldemar Gröhl. (Verlag W. Köhler,

Minden i. W.) Waldemar Gröhl, der 14-jährige, hatte das Glück, seinen Vater, den bekannten Forscher Max Gröhl, im Jahre 1927 auf einer Expedition ins Innere Abessinien begleiten zu dürfen. Die Expedition führte durch Ägypten und Abessinien bis in das alte Kaiserreich Kassa, die Urheimat des Kaffeestrauchs, ein Land, das nur von ganz wenigen Europäern bisher betreten wurde, weil es bis vor kurzem noch ein ebenso streng verschlossenes Gebiet war, wie Tibet. Die Erlebnisse des jungen Waldemar Gröhl auf der Reise in das geheimnisumgebene Neger-Kaiserreich werden alle Jungen begeistert lesen. 45 interessante Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und eine Karte unterstützen die lebendige Erzählung. Die schöne Ausstattung des stattlichen Buches läßt es als Geschenk für die reifere Jugend besonders geeignet erscheinen.

* „Die spanische Riviera und Mallorca“ von Fr. Christensen. Mit 248 Abbildungen, darunter 63 Tafelbilder in Kupfertiefdruck. (Verlag Scherl, Berlin.) Die bezaubernde Eigenart dieses Wertes liegt in der Verbindung von Text- und Illustrationsmaterial. Wohl nirgendwo ist mit einer so großen Anzahl von Illustrationen zugleich mit einer so eingehenden Beschreibung der Stierkämpfe veranschaulicht worden oder die heilige Woche, in der das religiöse Erleben des spanischen Volkes seinen unmittelbaren Ausdruck findet. Aber diese Kernstücke der Schilderung sind eingefügt in den Fluß einer Darstellung, die das Ganze des Landes, seine Architektur und seine Landschaft, seine Vergangenheit und seine Gegenwart, verarbeitet, eingefangen von dem aufmerksamen Geist eines kenntnisreichen Reisenden und von seiner stets bereiten Kamera.

* Siegfried von Kardorff: „Bismarck“. Vier Vorträge. Ein Beitrag zur deutschen Parteigeschichte. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin W. 50.) Siegfried von Kardorff, dessen Vater Wilhelm v. K. in den ersten Jahrzehnten des neuen Deutschen Reiches eine große Rolle spielte und Bismarcks Vertrauter war, scheint besonders dazu berufen, unser Wissen um den Alt-Reichstänzer zu bereichern. Seine an eigener politischer Erfahrung gereiften sachkundigen Darlegungen bilden keine Vergöttlichung Bismarcks, aber eine vom Parteistandpunkt freie Würdigung seines staatsmännischen Wirkens.

* „Schlachten des Weltkrieges“, Band 15: „Die Tragödie von Verdun 1916“, 3. und 4. Teil: „Die Zermürbungsschlacht“. Verfasser Studienrat L. Gold, Bearbeiter im Reichsarchiv Archivrat Martin Remann. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Dieser letzte Teil der großen Schlacht um Verdun, der soeben erschienen ist, schildert die Kämpfe um den Toten Mann bzw. die Höhe 304 und das Ringen um Thiaumont-Meuilly, das Vorfeld des Forts Vaux, auf Grund von Einzeldarstellungen von Kampfteilnehmern. Diese Kämpfe bilden gewissermaßen den Abschluß der Tragödie von Verdun, die neben dem Marnedrama am tiefsten in der Erinnerung des deutschen Volkes eingegraben sein dürfte.

* Hans Rügenau: „Strumpfgeld“, Roman. (Verlag Maximilian Salzer, Wien I.) Orient und Paris, Monte-Carlo und Groß-Xdorf, große Welt und enge Welt, Raufgastbude und Spielkasino, Spiritismus und Politik, Philosophie und Liebe spiegeln sich in diesem Roman wider, dessen Menschen, verschiedenen Gesellschaftsklassen angehörig, durch die Liebe Gewinn erraffen oder Schiffbruch erleiden.

* „Fernmelderecht und Rundfunkrecht“. Dritte Auflage des „Funkrechts“ von Dr. E. Neugebauer. (Georg Stille, Berlin NW. 7.) Das umfassende Bademeum für das gesamte Telegraphen-, Fernsprech- und Funkrecht, von dem berufensten Kenner dieses Gebietes. Die Grundgesetze (Fernmeldeanlagen-gesetz, Telegraphenwegesgesetz) sind eingehend kommentiert, der übrige Rechtsstoff wird systematisch behandelt. Ein Querschnitt durch den überreichen Inhalt des Wertes: neben dem eigentlichen Telegraphenrecht, der telegraphenrechtlichen Teil des allgemeinen Strafrechts und Strafprozeßrechts, Seefabelrecht, Wegerecht, Polizeirecht, darunter Antennenpolizeirecht, das Recht des Telegramm- und Fernsprechverkehrs und — als Kernstück des ganz neu bearbeiteten früheren „Funkrechts“ — das „Rundfunkrecht“ mit eingehender Erläuterung der Rundfunkbekanntmachung, des Rundfunkrechts, und den drei tiefangelegten Kapiteln über die Rundfunkstörungen, das Antennenrecht und das Funkurheberrecht, an dessen Gestaltung der Verfasser auf der Konferenz 1928 mitgewirkt hat. Den Schluß bildet ein Anhang mit den wichtigeren Bekanntmachungen, Verordnungen und Gesetzen und ein technischer Anhang zur Erläuterung verschiedener technischer Begriffe, deren Kenntnis zum Verständnis des Rechtsstoffes nötig ist.